

Feminismus Streitschrift der «taz»-Chefredaktorin Bascha Mika

Reden wir über uns, nicht über die Männer

Bascha Mika: Die Feigheit der Frauen. Rollenfallen und Geiselmentalität – Eine Streitschrift wider den Selbstbetrug. C. Bertelsmann, München 2011. 255 Seiten, Fr. 24,90.

Von Luise F. Pusch

«Geben wir es zu: Wir Frauen haben es vermasselt. (...) Rhetorisch sind wir emanzipiert, doch in der Praxis versagen wir jämmerlich. Wir ordnen uns unter. Freiwillig. Weil es bequem ist, weil wir Konflikte scheuen, weil wir davon profitieren. Frauen sind zu feige.» So redet Bascha Mika im Klappentext den Frauen ins Gewissen. Auf die Frage, weshalb sie die Frauen als feige beschimpfe, sagte sie während einer Buchvorstellung in Hannover, das sei ein Mutmachbuch.

Ob uns das wirklich hilft?

Ermütigen wollten uns schon viele vor ihr, z.B. Olympe de Gouges, Mary Wollstonecraft, Hedwig Dohm, Simone de Beauvoir, Iris von Roten, Betty Friedan, Alice Schwarzer. Sie versuchten dies, indem sie die Männer als Urheber und Nutzniesser des Patriarchats angriffen. Das tut Bascha Mika kaum mal. Gewähr erwähnt sie nur mit Bezug auf – Verbrecherinnen! Bei ihr sind die Frauen selbst schuld an ihrer Misere, weil sie den falschen Mann gewählt haben und/oder sich die Gemeinheiten der Männer bie-



Bascha Mika, 1999–2009 Chefredaktorin der linken «tageszeitung» (taz).

ten lassen. Ob ihre Methode des «blaming the victim» (dem Opfer die Schuld geben) wirklich hilft? Oder ob sie nur hilft, das Buch zu verkaufen? Immerhin entscheiden meist Männer darüber, ob Bücher rezensiert werden. Die Rechnung ist anscheinend aufgegangen: Mikas Buch ist ein Renner. In Hannover sagte Bascha Mika, sie wende sich an die Frauen, weil nur die etwas ändern könnten. Die Männer wären zwar an allem schuld, sähen aber gar keinen Grund zur Änderung.

Das leuchtet ein. Aber selbst wenn ganz viele Frauen Mikas Appell individuell folgen und sich mutig in die «Fröste der Freiheit» und todesmutig in



«Konflikte» mit dem tyrannischen und/oder mit dem faulen Partner stürzen, überleben die patriarchalen Strukturen völlig unbeschadet. Es bedarf weiterhin des gezielten kollektiven Kampfes gegen diese Strukturen, deren Fortbestand Mika ausgerechnet den Frauen zur Last legt: «Die Strukturen sind katastrophal, und Frauen leiden darunter. Aber warum sind sie so zählebzig? Warum schaffen es Frauen nicht, sie in die Luft zu jagen? Weil wir es gar nicht wollen. Weil wir nicht nur leiden, sondern auch geniessen.»

Mit Verlaub, das ist Blödsinn. Strukturen lassen sich nicht «in die Luft jagen». Als feministische Linguistin und Theoretikerin kann ich ein Lied davon singen. Wie gerne würde ich mal ein paar grammatische Strukturen, frauenfeindliche Gesetze und patriarchale Denkmuster in die Luft jagen. Was not tut, sind geeignete Gegenstrukturen. Appelle, das eigene Verhalten zu ändern, können sicher mithelfen. Aber private Verhaltensänderung reicht in der Regel nicht, weil da erstens immer noch «die patriarchalen Strukturen» sind und zweitens die Mitmenschen, die ihr Verhalten nicht ändern.

Frau wüsste auch gerne, wer denn mit diesem «wir» eigentlich gemeint ist.

Quote und Verbote

Gesellschaftlicher Wandel funktioniert nicht so, wie Bascha Mika sich das vorstellt. Nehmen wir mal die erfolgreiche Nichtraucherbewegung als Lehrbeispiel, auch wegen der Parallele des «nicht nur leiden, sondern auch geniessen». Da waren die einen, die genossen (das Rauchen) und litten (ihre Gesundheit nahm Schaden). Und da waren die anderen, die litten bloss (sie rauchten nicht und litten unter der Luftverpestung). Die beiden Gruppen als «wir» zusammenzufassen, wäre wohl ein kapitaler Denkfehler. In Bascha Mikas Eintopf namens «wir» fehlen vor allem die Widerständigen: Feministinnen, Lesben, alte Frauen, die das Spiel durchschaut haben. Auf sie, die vermutlich genauso viele sind wie die, die

Mika im Visier hat und «wir» nennt, trifft ihre Analyse nicht zu.

Trotz der Appelle, das Rauchen aufzugeben, rauchten die meisten weiter, und «die Strukturen» blieben ein stabiles Hindernis: die mächtigen Tabakkonzerne, ihre raffinierte Werbung, das süchtig machende Nikotin, nicht zuletzt der Staat, der an der Tabaksteuer mitverdient.

Was diese Strukturen schliesslich zerstört hat, sind nicht die bekehrten Ex-Raucher und -Raucherinnen. Es waren vielmehr die Gegenstrukturen: Gewiefte und entschlossene Organisationen, die die Tabakkonzerne durch Musterprozesse in die Knie zwangen, und immer mehr Rauchverbote.

Sicher haben Raucherinnen die «katastrophalen Strukturen» mit aufrechterhalten. Aber ihre Beteiligung war im Vergleich zu dem Anteil der wirklich Schuldigen minimal. Persönlicher Verzicht nützte wenig, solange die Tabak-

konzerne mühelos Nachwuchs erzeugen konnten, der sie dann durch süchtigen Konsum am Leben erhielt. Genau wie unsere patriarchalen Massenmedien und Institutionen systematisch ihren Nachwuchs an Mädchen und Frauen heranzubilden, die die Interessen des Patriarchats in einem noch wehlosen Alter als ihre eigenen internalisieren und es so am Leben erhalten. Meine Empfehlung: Quote und Verbote!

Kommen wir von der erfolgreichen Nichtraucherbewegung zu unserer tapfer kämpfenden Frauenbewegung. Sie hat mit ihrer Aufklärungsarbeit, ihren Organisationen, Institutionen und Aktionen in der Gesellschaft Fuss gefasst und wird schliesslich das Patriarchat zu Fall bringen. Aber vielleicht gelingt das ein bisschen schneller, wenn auch die «feigen Frauen» durch Mikas Appell aufwachen und mithelfen. ●

Luise F. Pusch ist Linguistin und Frauenbiografie-Forscherin in Hannover.



Frauen kämpfen für ihre Rechte – heute ebenso wie vor 40 Jahren in New York.

Evolution Primatenforscher Frans de Waal über die uralte Fähigkeit des Menschen zur Empathie Lob der Einfühlung



Frans de Waal: Das Prinzip Empathie. Was wir von der Natur für eine bessere Gesellschaft lernen können. Hanser, München 2011. 352 Seiten, Fr. 37,90.

Von Thomas Köster

Wenn er Gott wäre, so wurde Frans de Waal von einer religiösen Zeitschrift einmal gefragt, was würde er an der Menschheit ändern? Der niederländische Primatenforscher musste lange überlegen, aber dann fiel ihm eine Antwort ein. «Wäre ich Gott», resümiert er im letzten Kapitel seines Buches, «würde ich an der Reichweite der Empathie arbeiten». Den Grund für diese weise Einsicht hat sein Buch zuvor anhand von zahllosen Beispielen aus der Welt der Affen, Katzen, Mäuse, Elefanten und Delfine illustriert.

Man muss de Waal dankbar dafür sein, dass er – anders als etwa Stefan Klein in «Der Sinn des Lebens» (2010) – nicht dem Trugschluss verfällt, evolutionär gewachsenes Einfühlungsvermögen mit selbstloser Nächstenliebe zu verwechseln. Stattdessen gelingt es ihm, Empathie in sozial orientierten Gattungen schlüssig und anschaulich zwischen der «egoistischen» Überlebensstrategie einer Spezies und nicht erklärbareren, oft gattungübergreifenden «altruistischen» Elementen zu verorten. «Ich glaube, dass alles menschliche (und tierische) Verhalten letztlich den Akteuren dienen muss», heisst es dementsprechend im Buch. Und: «Bei Empathie hat die Evolution einen Mechanismus geschaffen, der unabhängig davon funktioniert, ob es um unser unmittelbares Interesse geht oder nicht.»

Natürlich gibt es auch hier beim Übersetzungsversuch in die Sphäre des modernen Homo sapiens Übertragungsfehler. So lässt de Waal fast völlig die geschichtlich gewachsene Komponente menschlichen Einfühlungsvermögens ausser acht: eines Einfühlungsvermögens, dessen Grenzen sich nicht zuletzt dort offenbaren, wo es Vertreter einer kulturellen Gruppe schwerfällt, sich in die Bräute und Verhaltensweisen einer anderen Gruppe einzufühlen: Die europaweite Irritation angesichts der Empörung über dänische Mohammed-Karikaturen in der islamischen Welt wäre hierfür vielleicht ein Beispiel. Aber das tut der Klugheit von de Waals Ausführungen kaum einen Abbruch.

«Empathie ist Teil unserer Evolution und nicht bloss ein jüngerer Teil, sondern eine uralte, angeborene Fähigkeit», lautet de Waals gut belegtes Credo. «Sich auf diese angeborene Fähigkeit zu besinnen, kann jeder Gesellschaft nur zum Vorteil gereichen.» Nach der Lektüre des Buches will man das – mit besagten Einschränkungen – nur allzu gerne glauben. ●

Unternehmensgeschichte Ein Branchenüberblick zeigt, wie die Schweizer Wirtschaft gross geworden ist Viele schämen sich für den Erfolg, weshalb

R. James Breiding, Gerhard Schwarz: Wirtschaftswunder Schweiz. Ursprung und Zukunft eines Erfolgsmodells. NZZ Libro, Zürich 2011. 429 S., Fr. 58,-.

Von Beat Kappeler

Niemand ist dankbar, kaum jemand weiss es so richtig: Wie auf einer Insel der Seligen durchschneidet die Schweizer Wirtschaft heute die Krisen des Westens – Finanzkrise, Eurokrise, Rohstoffteuerung. Das ist aber nicht neu, das Niveau der Einkommen, die Zahl der internationalen Firmen, die annähernde Vollbeschäftigung übertreffen seit Menschengedenken das nähere und fernere Ausland.

Das Buch über das «Wirtschaftswunder der Schweiz» von R. James Breiding und



Gerhard Schwarz spürt deshalb den Ursachen nach. Dazu führt es explizit eine 43 Jahre alte Analyse fort, nämlich Lorenz Stuckis «Das heimliche Imperium» (1968). Die Hauptthese der Autoren ist klar wie bei Stucki: Die Schweizer Wirtschaft ist «imperial» gross, aber gleichzeitig sind zu viele Fakten unbekannt, heimlich fast. Und sie ziehen den Schluss gegen den Zeitgeist der letzten dreissig Jahre Schweizer Gewissensbisse: «Man sollte sich für Erfolg nicht schämen.»

Die Methode folgt dem von Stucki seinerzeit eingeschlagenen Weg. Exemplarische Geschichten der grossen und mittleren Unternehmen werden nachgezeichnet. Da wundert sich der Leser, Fachmann wie Laie, wie oft Beharrlichkeit, Spürsinn und schierer Zufall zusammenspielen. Heutige grosse Uhrenmarken entstanden vor hundert und

mehr Jahren oft nur, weil sich zwei Fachleute – ein Techniker und ein gewiefter Geschäftsmann – trafen. Oder die Durchbrüche zur Kondensmilch, zur Milchschokolade resultierten mehr aus Probelei als systematischer Forschung. Aber selbstverständlich werden auch die ganz grossen Firmen und ihre planvollen globalen Strategien vorgezeigt.

Breiding und Schwarz bieten sodann eine breite Branchenschau der neuesten und innovativen Firmen. Die Medizinalfirmen Synthes, Tecan, Ypsomed, Zimmer, Nobel Biocare, Phosnak werden vorgestellt, oder die verschlungenen Restrukturierungen und Aufkäufe von Teilen der grossen Maschinenindustrie. Man sieht, wie die wendigen neuen, oft unbekannteren Maschinenfabriken entstanden – die Ferag für Zeitungsbeförderung, Piepers Küchen für McDonald's,

bloss?

Thermoplas Anlagen für Starbucks. Neueste Dramatik fehlt nicht, so bei der Analyse des Finanzplatzes nach der Finanzkrise und unter dem eingeschränkten Bankgeheimnis. Die «Swiss Value Chain» mit dem ihr eigenen Vierklang aus elektronischem Handel, zentraler Käufer- und Verkäuferstelle, Effektenabwicklung und Zahlungssystem wird auf die Zukunftsfähigkeit abgeklöpft.

Der Schluss aus all dem lautet zuerst bescheiden, dass der Erfolg keine Garantie für die Zukunft sei und dass es keinen «Masterplan Schweiz» gegeben habe. Die vielen lebensnahen Unternehmensporträts des Buches unterstreichen die individuellen Voraussetzungen. Offenheit (auch für geniale Zuzüger), Professionalität, Berufsbildung, vernünftige Beziehungen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern sowie der mutige Zug

in die Welt hinaus zählen dazu. Obwohl die Autoren nicht in grosser Gesellschaftstheorie machen wollen, sichten sie die überindividuellen Voraussetzungen. Dazu gehören der unternehmerische Freiraum im Lande, eine nüchterne Bodenhaftung in Verbindung mit der direkten Demokratie, welche illusionäre Visionen herunterholt, die Verschiedenheit auf kleinem Raum, wodurch jeder einmal in Minderheit ist und sich anpassen muss.

Die Zukunft bietet aber auch Klippen. Die globale Regulierungsmaschine senkt nationale und unternehmerische Spielräume, die «demografische Dividende» (ein boomender Nachwuchs) ist bezogen, die stete Zuwanderung macht den Raum knapp. Für andere Länder hingegen sei die Schweiz «nicht Vorbild, sondern eine Alternative». ●